Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1923)

Artikel: Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595200

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?

Auf diese Frage möchte vielleicht mancher antworten mit der Gegenfrage: Ja, sollen wir denn etwas tun für unser Schweizerdeutsch? Ist es nötig? Wo fehlt's? — oder mit einer andern Frage: Wollen wir denn etwas tun? Lohnt es sich, etwas zu tun? Und ein Dritter wird antworten mit einem glatten: „Nichts können wir tun!" Bevor wir prüfen, ob wirklich nichts geschehen könne zur Erhaltung unserer Mundart und was wir allenfalls tun könnten, müssen wir jene Gegenfragen prüfen; zunächst also heißt es:

I.

Sollen wir etwas tun? Wo brennt's? Steht denn nicht alles gut? Sprechen wir nicht alle urchiges Züri- oder Bärn- oder sonst ein Schwizerdütsch, wo es einigermaßen am Platz ist? Wurzelt unsere Mundart nicht tief in unserm Volk, tiefer als irgendwo sonst?

Ja, sie wurzelt noch tief im gesamten Volk. Als z. B. vor etwa drei Jahren für eine Ersatzwahl in den Gemeinderat irgendwo im Zürichbiet drei Namen vorgeschlagen wurden, deren Träger einst alle drei Ausländer gewesen, da erschien zur Empfehlung des einen in einem Wahlaufruf u. a. die Bemerkung, er spreche „im Gegensatz zu seinen Gegenkandidaten einwandfrei Zürichdeutsch". Der Mann mit dem einwandfreien Zürichdeutsch ist denn auch gewählt worden, und wenigstens auf dem Lande kann man sich kaum ein Behördemitglied oder einen Beamten vorstellen, der nicht irgend ein Schweizerdeutsch spräche. Erkennen sich Deutschschweizer verschiedener Herkunft nicht rasch an ihrer Mundart, und bilden diese Mundarten nicht einen sehr beliebten Gegenstand gegenseitigen Spottes? Also: wo fehlt's?

Als kürzlich in Zürich ein Herr, den man durchaus nicht für einen Ausländer zu halten brauchte, beim Aussteigen aus der Straßenbahn stolperte, kam ihm gleich ein höherer Angestellter zu Hilfe und fragte voller Teilnahme wörtlich: „Hat es Sie gegeben?"

Am Kassen- und Bücherschalter einer angesehenen zürcherischen Bildungsgesellschaft bin ich schon begrüßt worden: „Was beliebt?“ (mit schönem langem i!), aber als das Fräulein an meiner Sprache meine schweizerische Herkunft festgestellt hatte, ging sie auf die schweizerdeutsche Verhandlungssprache ein, während ein Ladenjüngling in einem besseren Geschäft an der Bahnhofstraße hartnäckig bei seinem schönsten Hochdeutsch blieb, — bis ihm eine Schachtel aus den Händen fiel und zugleich ein zürichdeutsches Wort von den Lippen, da gab er's auf. Es fällt uns in jener Gegend des Schweizerlandes noch nicht gerade auf, wenn Schweizerdeutsch gesprochen wird, aber das Hochdeutsche fast noch weniger. Mit einer Münchner Biermamsell sprechen wir in Zürich meistens schriftdeutsch, mit reichsdeutschen Buchhändlern und Hochschulprofessoren erst recht; in einem salon de coiffure (früher „Schergaden“ genannt!) kann man's erleben, daß so ein kühnlockiger Schweizerjüngling nicht bloß schriftdeutsche Wörter spricht, so gut er's von der Schule her kann, sondern sogar in tadelloser norddeutscher Sprechweise, die er den Fremden abgelauscht, oder ein Schweizermädchen verlangt für das Bier „fünfundzwanzisch“.

Also schon ins Privatgespräch, wenn auch erst ins geschäftliche, noch nicht ins vertrauliche, ist die Schriftsprache eingedrungen, in die einigermaßen öffentliche Rede schon lange. Wer hat noch nie an einer dreiköpfigen Vorstandssitzung teilgenommen, wo nicht möglichst schulgerechtes Schriftdeutsch gesprochen worden wäre, von öffentlichen Versammlungen und Ratssitzungen gar nicht zu reden. Wenn in einer Volksversammlung ein Vertreter der Landwirtschaft über ein Viehversicherungsgesetz spricht, tut er's, wenigstens in der Ostschweiz, meistens schriftdeutsch. Gelegentlich aber hört man auch, daß in deutschschweizerischen Familien, freilich erst in solchen „höheren Standes“, auch am Familientisch die Schriftsprache gebraucht werde.

Also grad felsenfest scheint die Mundart nicht mehr überall zu stehen. Aber auch da, wo wir noch gut vaterländisch zu sprechen und sprechen zu hören glauben, ist es oft nicht mehr so weit her damit. In einer ländlichen Versammlung von Vertretern von Schulbehörden und gemeinnützigen Vereinen wird die Einrichtung der Berufsberatung besprochen, zunächst schriftdeutsch; endlich erhebt sich ein leutseliger Pfarrherr und erklärt im Brustton demokratischer Ueberzeugung, er wolle „züritütsch rede“ und sagt dann u. a.: Dä Passus gfallt mer nüd rächt i dem Vorschlag für das Werk, das mer im Begriff sind z'organisiere.... Das füehrt mich daruf, en einheitlichs

Organ vorz'schlah ...., die Stellung chönnt mit ere Besoldung dotiert wärde." — Bei der öffentlichen Beratung einer Steuergesetzvorlage entschuldigte sich der Vortragende einleitend, daß er „nume züritütsch" rede, und begann dann: „Die Abstimmung vom nächste Sunntig ist mines Erachtes es Exame der staatspolitischen Erziehig von euserem Volk." Er erwähnte dann „das Prinzip des Zämezuges des Kinderikomes mit dem Elterenikome" und meinte: „mä sött d'Usgabe uf es Minimum reduziere im Sinn einer wesentliche Entlastung". Ein Gemeindepräsident erklärt, der Ausschuß habe („de Sprächende" war „Präsident des Usschusses") „nach riflicher Prüefung des Verhältnis dem Beschluß Nachachtung verschafft". Politische „Resolutionen" werden natürlich erst „nach richlich gewalteter Diskusion" gefaßt.

Ist das Schweizerdeutsch? Das ist alles schriftdeutsch gedacht und ins Schweizerdeutsche übersetzt. Es ist wie bei jenem Straßenbahner, der schweizerdeutsch dachte und es rasch ins Hochdeutsche übersetzte, nur umgekehrt. Und bei derartigem Schweizerdeutsch ist uns doch auch nicht recht behaglich zu Mute. Es gibt eben neben dem bewußten, deutlichen äußern Uebergang vom Schweizerdeutschen zur Schriftsprache, den wir zuerst festgestellt haben, eine unbewußte innere Annäherung der Mundart an die Schriftsprache, und diese ist wie alle schleichenden Krankheiten für unsere Mundart vielleicht noch gefährlicher. Sie blüht namentlich im Vereins- und Versammlungsleben. Da eröffnet der Vorsitzer eine Vorstandssitzung: „Werti Awäsedi! Eusers erste Traktandum ist 's Brodokoll. Ich ersueche der Aktuar, dasselbe z'verläse." Die Fremdwörter Traktandum und Protokoll stören fast weniger als „Awäsedi" und „dásselbe". Nachher fragt er: „Hät jemand öppis z'bemerke?" (statt: „Hät öpper öppis z'säge?"). Auch im Privatgespräch gebildeter Menschen gedeiht dieses papierene Schriftschweizerdeutsch (wie man es im Gegensatz zum Schweizerschriftdeutsch jenes Straßenbahners nennen könnte). Da spricht z. B. ein Hochschullehrer: „Da chönnt me jo nolens volens eines Betruges bezichtigt wärde." Wenn wir uns beobachten, überraschen wir uns auf Schritt und Tritt bei Wendungen und Ausdrücken, die nicht richtig mundartlich, sondern aus der Schriftsprache entlehnt sind. In diesem „Bildungs-Schweizerdeutsch" heißt das bezügliche Fürwort nicht mehr „wo", sondern wie in der „richtigen" Grammatik „der, die, das". Statt: „Es git Lüt, wo b'haupted" gibt es „Lüt, die b'haupted", statt „das G'setz,

wo mer nöchste Sonntig dröber abstimed" heißt es: „das G'setz, öberdas mer ...“; ja ich habe schon gehört: „Me sött e Komission isetze, welche ....“ Es gibt Deutschschweizer, die ohne Erröten sagen können „beziehigswis“! Auf einer Bücherei hört man etwa „de zweite Band“ verlangen oder „de dritte“ statt „de zweit“ oder „de dritt“ usw. usw.

Daß man im politischen und Vereinsleben und im wissenschaftlichen Gespräch diese Mischung aus Schriftsprache und Mundart braucht, von der man nicht mehr weiß, ist es mundartlich gefärbtes Schriftdeutsch oder schriftdeutsch gefärbte Mundart, das hat zum Teil noch seine guten Gründe. Wir denken eben in der Sprache der Zeitung, des Buches, des Protokolls, des Briefwechsels, kurz: des Papiers, und übertragen nur die einzelnen Wörter, nicht den ganzen Satzbau, in die Mundart. Auch fehlen unserer Umgangssprache eine Menge Ausdrücke und die Mittel für die feinern logischen Unterscheidungen des höhern Geisteslebens: damit, nichtsdestoweniger, gleichsam als ob, weshalb. Aber auch die Sprache des Alltags, des praktischen Lebens, des einfachsten Haushalts färbt sich schriftsprachlich. Daß alte Wörter aussterben, weil die Sachen aussterben, z. B. Abbreche für Lichtputzschere usw., ist ganz natürlich; daß ein Zahnarzt ein holdes Wesen nicht bittet, „'s Mul ufz'mache“ oder „'s Müli“, daß man in sittsamer Gesellschaft nicht mehr gern sagt Naselumpe usw., das läßt sich als Zeichen zunehmender Höflichkeit und Geschmacksbildung sogar begrüßen, aber „Täschetuech“ klingt doch zu deutlich an „Taschentuch“ an, als daß es schweizerdeutsch klingen könnte, und wenn ein Zürcher für Anke sagt Butter, für Härdöpfel Kárdoffle, für Stäge Treppe, so sollte man ihm eigentlich das Stimmrecht entziehen! Einer Arbeitslehrerin, die zwar ihren Unterricht mundartlich gibt, den Kindern aber verbietet zu sagen lisme, büeze, Gufe, Endi, „me seit“: stricke, näe, Stecknadle, Webekante (!), es heiße auch nicht „dä Färse“, sondern „die Färse“, möchte man das Frauenstimmrecht nicht gönnen. An vielen derartigen „Verfeinerungen“ sind natürlich auch die ausländischen Dienstmädchen schuld, die eben nicht mehr wissen, was d'Winde oder dr Gang oder gar 's Hüsli ist; unter „wüsche“ versteht so ein Wesen meistens nasses Verfahren, ihre Herrin aber trockenes („mit em Wüscher“), und daraus können sich Mißverständnisse ergeben, denen die Hausfrau als die geistig Beweglichere aus dem Wege geht durch Nachgiebigkeit; dann aber wachsen ihre Kinder heran auf Treppen und Speicher, in Cor-

ridor und — Closett; in der Küche werden aus Bölle Zwieble, aus Chüttene Quitte und aus Chestene Kastanie; d'Gofere wird zum Koffer, de Hochziter heißt Brütigam, de Sommervogel Schmetterling und der gewöhnlichste Pfnüsel wird ein großartiger Katarrh (den zwar die wenigsten richtig schreiben können). Man fährt nicht mehr uf Basel, sondern nach Basel, man übernachtet nicht mehr z'Bern, sondern in Bern. In Basel soll es noch eine Redensart geben: „Die cheibe Schwobe sage di ganzi Zit unserem gueten Anke Butter", aber auch von dort wurde schon vor 20 Jahren berichtet, man höre neben dem altbaslerischen „I bi uf Ziri ggange" auch schon „I bi no Ziri ggange" und noch moderner, d. h. schriftsprachlicher „I bi nach Züri ggange". Den Durchzug des Windes nennen wir noch Dörzog, aber auf der Schreibmaschine machen wir Durchschläg. Wenn der Berner merkt, daß er mit seinem „gäng" ausgelacht wird, wenn sich ein heutiger Zürcher mit „allewil" oder gar mit „eister" gar zu altmodisch vorkäme, wenn ein Untertoggenburger merkt, daß man sein „ande" einfach nicht versteht, so sagen sie alle einträchtiglich „immer", wie sie es einmal in der Schule gelernt haben, d. h. bei Wörtern, die nur in einem engen Gebiete gebräuchlich sind, nehmen wir außerhalb dieses Gebietes das schriftsprachliche Wort zu Hilfe.

Eine zahlenmäßig nicht gerade wichtige, aber bezeichnende Erscheinung ist die Erstarrung der Eigennamen. Einen Bürger namens Baumann darf man auch im Privatverkehr kaum mehr Bume nennen, ein Lehrer namens Zweifel hat schon seinen Schülern verboten, ihn als Herrn Zwifel anzureden, eine Jungfer Schnider heißt heute auch im Privatgespräch Fräulein Schneider (das ausgesprochen schriftdeutsche Wort „Fräulein" müßte schweizerdeutsch heißen „Fräuli", aber als Titel vor dem Namen hört man das in der Ostschweiz nie). Aehnlich ist es mit den Ortsnamen. Man wohnt nicht mehr „a der obere Straß", sondern „in Oberstraß", man kehrt nicht mehr „im tiefe Brunne" ein, sondern steigt „in Tiefebrunne" in den Zug.

Eine andere Kleinigkeit ist die Behandlung der Fremdwörter. Früher paßte man die fremde Sprachform harmlos dem alemannischen Schnabel an: aus excusez wurde äxgüsi, aus dem point d'honneur das Puntenöri, aus dem parapluie der Barabli, aus dem parasol d's Sunne-Parasöli, aus passer le temps Baselidang (Zeitvertreib), aus dem billet das Bileeht; aber heute sind wir so ungeheuer gebildet, daß wir dergleichen Anpassungen nicht mehr nötig haben; wir sind zum mindesten ein Jahr in der Sekundarschule gewesen und können richtig

sagen pardon und billjeh, sogar Röttuhrbilljeh. Früher sagte man Adie! (oder Adíe!), die Form „Adé“ klang schon hochpoetisch; jetzt flöten wir echt französisch „adiöh“. Lateinische Fremdwörter hört man nicht selten französisch aussprechen: rölativ, Rökurs, Röduktion, denn erst wenn ein lateinisches Wort französisch ausgesprochen ist, gilt es als richtig schweizerdeutsch. Die Fremdwörter sind an sich schon geeignet, unserer Sprache den Erdgeruch zu nehmen, da sie meist „international“ (!) verständlich sind. Das ist, rein praktisch gesprochen, auch ein Vorteil, aber heimatlich klingen sie nicht. Wir alle sind von unserer Mutter einmal gelehrt worden: „Gib schön 's Handeli und säg d a n k e“ und sind dann zum ersten „merci!“ übergegangen aus demselben edlen Grunde, aus dem wir „Männer“ einst zur ersten Zigarette übergegangen sind: aus Eitelkeit! Früher wünschte man sich „e guets, glückhaftigs neus Jahr“, jetzt: „Prosit Neujahr!“; gerade wie in — Berlin!; viele dieser Fremdwörter haben wir ja gar nicht aus Paris oder Genf oder Rom, sondern „gradewegs“ aus dem Norden. Auch das beliebte „Prosit der Gemütlichkeit“ und das beim Trunk ist in keiner Weise schweizerisch, „Gsundheit!“ oder „Zum Wohlsi!“, das ist deutschschweizerisch oder schweizerdeutsch. In der tüchtigen Familie Salander heißen die Eltern noch Vater und Mutter, aber Frau Weidelich, jene köstliche Vertreterin einer falsch verstandenen Demokratie und schwindelhaften Volkskultur, läßt sich Mama nennen. — Aehnlich ist es mit den Ortsnamen. Wir reisen nicht mehr nach Chostez oder Lipzig, sondern nach Konstanz oder Leipzig, statt „über Friburg uf Neueburg“: via Freiburg (oder Fribuhr = Fribourg!) nach Nöschatell“. Auch im Toggenburg selbst hört man etwa „Degersheim“ für „Tegersche“.

Wieder etwas anderes sind die sprachlichen Umgangsformen. Der richtige Berner spricht uns immer noch an mit dem gemütlichen „ihr“ (oder „dihr“), aber in den Läden hört man häufig jenes „Hei Si, wei Si, cheu Si“, das Otto von Greyerz so köstlich verspottet hat. In Zürich hört man Ladentöchter grüßen: „Adiöh dem Herrn! Adiöh diä Dame!“

So lassen wir teils in breiten Massen und teils in vielen kleinen Rinnsalen die Schriftsprache hereinströmen in unsere mundartliche Rede, z. T. aus Gewohnheit, d. h. weil wir über gewisse Dinge viel Schriftsprachliches lesen, z. B. aus Bedürfnis, d. h. weil uns die Mundart nicht genügt und wir uns im Zeitalter der Freizügigkeit unter uns kaum mehr verständigen könnten, z. B. aus Eitel-

keit, d. h. weil das Fremde immer nobler klingt als das Einheimische, das bekanntlich „nicht weit her" ist. Und wie wir in Wortwahl, Wortform und Satzbau unsere Eigentümlichkeiten abstreifen, so auch in der Sprechweise. Der Glarner und der Appenzeller verlieren im Tieflande bald ihren eigentümlich singenden Sprechton. Alle landschaftlichen Eigentümlichkeiten verwischen sich allmählich zu einem farblosen Gemeinschweizerdeutsch, und dieses nähert sich immer mehr der Schriftsprache.

Und was wir heute sehen, der äußere und der innere Uebergang von der Mundart zur Schriftsprache, ist nur das letzte Glied einer Kette, das Schlußergebnis einer Bewegung, die wir durch vier Jahrhunderte zurückverfolgen können.

Zwingli übersetzte noch 1525 im 23. Psalm: „Der Herr ist min Hirt ...., er tribt mich uf dem Pfad der grechtigheit um sines namens willen", aber Froschauers Zürcher Bibel von 1531 sagte schon: „Der Herr hirtet mich ...., er treibt mich auf den pfad der gerechtigkeit umb seines namens willen", d. h. aus den alten langen i und u (und ü), die heute noch ein Hauptkennzeichen unserer Mundart bilden, sind ei, au (und eu, äu) geworden, und von einer Ausgabe der Zürcher Bibel zur andern kann man die Annäherung an Luthers Bibelsprache weiter vorgeschritten finden. Diese Annäherung an Luthers Deutsch geschah zuerst nur im schriftlichen Gebrauch, das Luther-Deutsch war zunächst wirklich nur Schriftdeutsch. Allmählich drang es dann aber auch in den mündlichen Gebrauch ein. Das geschah zuerst in der Predigt, wo es einigermaßen nahe lag, die Sprache der Bibel zu brauchen, aber noch 1671 verbot der Rat der Stadt Bern den Geistlichen dieses „neue, ungewöhnliche Deutsch"; sogar noch 1823 sollen in der Stadt Bern die meisten Predigten berndeutsch gehalten worden sein — und heute? Der Kirche folgten Schule und Kanzlei; auch in den Briefwechsel drang die neue Sprache ein, und heute beherrscht die Schriftsprache schon längst den gesamten schriftlichen Gebrauch — (die mundartliche Dichtung bildet davon ja nur einen verschwindend geringen Teil), sie ist auch schon lange eingezogen in den mündlichen Gebrauch von Kirche, Schule, höheren Behörden und Gerichten, sie dringt seit Jahrzehnten vor in tiefere Behörden, ins Vereinsleben, in den Geschäftsverkehr, in der Ostschweiz rascher als in den westlichen Gebieten der deutschen Schweiz, in den größern Städten rascher als in den kleinern und auf den Dörfern, aber im Fluß ist die Bewegung überall,

und es ist nur die folgerechte Fortsetzung dieser bald halbtausendjährigen Bewegung, wenn sie bald den gesamten mündlichen Geschäftsverkehr überflutet und dann eindringt ins eigentliche Privatleben und ins trauliche Gespräch am Familientisch und im Freundeskreise.

Wie ist es denn anderswo gegangen? In Süddeutschland und Oesterreich reicht ja die Mundart noch höher hinauf als im Norden, in Berlin sprechen nur noch die allerundersten Schichten die Landessprache, das Plattdeutsche, aber auch im Süden geht die Mundart zurück. Und wie ist es unsern Welschen ergangen? Auch sie hatten im 18. Jahrhundert noch ihre patois; schon frühe hatte sich aber die französische Gemeinsprache die Kanzleien erobert, im 17. Jahrhundert waren Kirche und Schule gefolgt, im 18. drang sie in Genf, Lausanne und Neuenburg als Umgangssprache durch, im 19. dann in den kleinern Städten und in den Dörfern. Im Jahre 1840 sollen in Neuenburg noch einige Greise neuenburgerisch und in Lausanne sogar noch 1899 ein altes Fraueli lausannerisch gesprochen haben, heute sprechen die Neuenburger bekanntlich besseres Französisch als — die Pariser. Aus den Städten trugen es die sog. bessern Familien, 's Herr Pfarrers, 's Herr Doktors, größere Kaufleute und Fabrikanten aufs Land hinaus, und wenn das in einem Dorf zunächst eine einzige Familie war, so dauerte es jeweilen nur 30—40 Jahre, ein Menschenalter also, und die Mundart war gänzlich verschwunden vor der Schriftsprache, die sich „einer Epidemie vergleichbar" durchsetzte — so sagt ein Kenner des Vorgangs in einer anschaulichen Schilderung des Todeskampfes einer Mundart [1]). In einigen abgelegenen Tälern leben heute noch einige kümmerliche Reste, aber auch sie sind am Aussterben. So ist es in Frankreich gegangen, in England, etwas weniger weit in Italien, aber bei allen Kulturvölkern sehen wir den Sieg der Schriftsprache über die Mundart.

Daß alle Mundarten von Kultursprachen dem Untergang geweiht seien, darüber sind die Gelehrten schon lange einig. Als die festeste Burg gilt immer noch die deutsche Schweiz, aber auch dem Schweizerdeutschen hat man schon vor bald hundert Jahren den Tod vorausgesagt. Das im 19. Jahrhundert aufblühende Verkehrswesen, besonders die Eisenbahn, dann die Volksschule, deren e i n e Haupt-

[1]) E Tappolet. Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft VI.

aufgabe die Vermittelung der Schriftsprache ist, die Presse, die durch Freizügigkeit geförderte Bevölkerungsmischung haben die Gefahr vergrößert, und 1892 erklärte Otto von Greyerz, unsere sprachliche Entwicklung führe zum Untergang der überlieferten Volkssprache; 1901 verkündete Prof. Morf in Zürich: „In absehbarer Zeit wird die Verkehrssprache in Städten wie Basel und Zürich hochdeutsch sein", das sei ein natürlicher Vorgang, eine unabweisbare Begleiterscheinung unseres Eintritts in den Weltverkehr und unserer wirtschaftlichen Entwicklung; das Schweizerdeutsch erhalten zu wollen, sei „Sentimentalität", denn Mundarten seien Verkehrshindernisse. Im selben Jahre erklärte Prof. Tappolet in der angeführten gründlichen und gemeinverständlichen Arbeit unter dem Eindruck seiner sprachgeschichtlichen Forschungen und täglichen Beobachtungen, in 50 Jahren (von diesen wäre die Hälfte schon bald vorbei!) würden sich z. B. auf der Eisenbahn auch Schweizer, die sich nicht persönlich kennen, hochdeutsch anreden, und auch wenn sie sich als Landsleute erkannt haben, hochdeutsch fortfahren, Schweizerdeutsch werde dann nur noch im Kreise der Familie und engerer Freunde gesprochen als ein Zeichen besonderer Vertraulichkeit (wohl etwa wie das „Du"); die Geschäftssprache in Zürich werde „in kurzer Zeit" die hochdeutsche sein, und zwar werden sich untere Schichten, Laden- und Gasthausangestellte bemühen, gesellschaftlich Höhergestellte zu ehren durch ihr Schriftdeutsch, und von oben werde man ihnen entgegenkommen; das Ganze sei mehr als eine Mode, es sei ein Naturprozeß. Voraussichtlich werde Zürich die erste hochdeutsch redende Schweizerstadt sein, Basel, St. Gallen, Winterthur werden folgen, Bern schließlich auch, und der Stadt folge das Land, Industriedörfer früher als landwirtschaftliche, protestantische Gegenden rascher als katholische; das junge Geschlecht werde die Schriftsprache annehmen und die Mundart mit den Alten aussterben lassen. In jedem Landesteil werde der Verlauf etwas anders sein, das Ende überall dasselbe. Im allgemeinen sei die Entwicklung bei den Welschen um etwa 200 Jahre voraus, demnach dürften wir (eine Zahl zu nennen wagt Tappolet doch nicht, aber man kann's ungefähr berechnen) auf das Jahr 2000 etwa das Ende erwarten. Und der beste wissenschaftliche Kenner unserer Mundart und ihrer Geschichte, Prof. Bachmann, schrieb 1909 im Geographischen Lexikon der Schweiz, den Prozeß der allmählichen Zerstörung dieses ehrwürdigen Zeugnisses schweizerdeutscher Eigenart zu hindern, liege nicht in unserer Macht.

Die Jüngsten unter uns können es also einst erleben, wenn sie als Großväter ihr Enkelkind auf den Knien schaukeln, daß so ein Schweizerlein sagt: „Bitt' schön, Großpapa, sag wieder einmal das lustige Sprüchlein in der sonderbaren Sprache, die man früher hier gesprochen hat," und dann kann er anfangen: Rite, rite, Rößli ... und es nachher dem wißbegierigen Enkel übersetzen: Reite, reite, Rößlein.

Die Wissenschaft von der Vergangenheit unserer Mundart und die Beobachtung ihrer Gegenwart erwecken Sorge für ihre Zukunft. Also: sollen wir etwas tun? Oder: sollten wir, wenn wir wollten und könnten? — Ja!

II.

Aber wollen wir denn etwas tun? Was haben wir davon? Ist unser Schweizerdeutsch mehr als eine liebe alte Gewohnheit, geschichtlich erklärbar, aber dem Geist der Zeit zuwider? Die Welt wird größer mit jedem Tag, und im Zeichen des Weltverkehrs, am Fuße des Weltpostdenkmals und vor der Türe des Welttelegraphenbüros, auf der Drehscheibe Europas, auf Einfuhr und Ausfuhr angewiesen, im klassischen Lande der wunderschön so genannten Fremdenindustrie, im Zeitalter des Völkerbundes, in den Tagen, da das Englische sich zur Weltsprache entwickelt und bald in jedem Nest ein Tea Room winkt, daneben aber auch Versuche mit künstlichen Weltsprachen gemacht werden usw. — wir leisten uns immer noch das kostspielige Vergnügen einer doppelten Muttersprache, einer nur für den mündlichen und einer für mündlichen und schriftlichen Gebrauch!? Was für eine Mühe geben wir uns in der Volksschule, zu lernen und zu lehren, daß es nicht heiße Wi und Hus und Für, sondern Wein und Haus und Feuer, und wenn dann so ein Kleiner gemerkt hat, daß er für schweizerdeutsches langes i, u und ü sagen muß ei, au und eu und nach dieser Regel getrost sagt Papeier und Aur und Seiraup, dann ist es wieder nicht recht und man lacht ihn aus. Neue Zeitformen müssen wir lernen; denn man darf im Schulreiseaufsatz doch nicht schreiben: wir sind 2 Stunden gelaufen und dann haben wir zu Mittag gegessen, sondern es heißt: Wir liefen (was aber auch noch nicht ganz recht ist!) und nahmen das Mittagessen ein, „es" heißt nicht: ich komme dann, sondern: ich werde kommen. Man sagt auch nicht: meinem Vater sein Haus, sondern: das Haus meines Vaters usw. Es ist bei weitem nicht so schwer wie bei einer wirklichen Fremdsprache, aber immer noch schwer genug. Und dabei bringen

wir's doch nie zu was Rechtem und lernen's nie so gut wie so ein „Schwabe" oder ein Welscher oder ein Italiener seine Sprache, und kürzlich war in der „Schweizerischen Lehrerzeitung" in einem Stoßseufzer über die Schwierigkeit des Deutschunterrichts zu lesen, daß wir „die Pfeife" zu teuer bezahlen. Das kommt doch nur von unserer Doppelspurigkeit. Geben wir die Mundart auf und gehen wir völlig zur Schriftsprache über, wie es alle andern Kulturvölker getan haben. Warum festhalten an unserm alten Schweizerdeutsch? — Darum:

Als der grüne Heinrich aus der Schweiz in der reichsdeutschen Kunststadt, d. h. also Gottfried Keller aus Zürich in München oder Berlin, wieder einmal recht erbärmlich auf dem Hund war, als zum äußern Elend noch das innere kam: das Bewußtsein der Schuld gegenüber der Mutter, die ihm so viel geopfert und sich so viel versagt, deren Hoffnungen er so bitter enttäuscht und deren Briefe er so lange nicht beantwortet, und als er so „eines Tages niedergeschlagen und in schlechten Zuständen auf der Straße ging und sich von keinem Menschen beachtet glaubte, kam ein stattlicher junger Bürgersmann mit einem blühenden Weib am Arme auf ihn zu und redete ihn in seiner Heimatsprache an, welche ihm wie ein Laut aus besserer Welt klang in dem Rauschen und Dröhnen der fremden Stadt. Der Landsmann zeigte sich erfreut, ihn endlich gefunden zu haben und verkündete ihm die Grüße von seiner Mutter." So steht es in der ursprünglichen Fassung des Grünen Heinrichs; später hat Keller diese wie so manche andere schöne Stelle über Bord geworfen, aber gewiß nicht, weil sie ihm nicht mehr gefallen hätte oder weil er sie nicht so buchstäblich erlebt hätte wie manche andere, sondern nur, weil er überhaupt kürzen und das zu schwer befrachtete Schiff erleichtern mußte. Man möchte sagen: diese Stelle ist in ungebundener Rede eines der Erlebnisse, auf die er anspielt, wenn er an anderer Stelle sagt:

Als ich fern dir war, o Helvetia,
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrt' es schnelle sich in Freud,
Wenn ich einen deiner Söhne sah.

Woran wird er denn ihre Söhne am schnellsten und sichersten erkannt haben? Wenn einer sagen konnte „Grüezi" oder „Gueten Abig", da wußte er, woran er war, die Mundart war der bequemste Heimatschein.

Also wie ein Laut aus besserer Welt klang ihm in der Fremde, aber immer noch auf deutscher Erde, sein Zürichdeutsch. Gewiß wollte er damit nicht die musikalischen Eigenschaften dieser Mundart rühmen, die bessere Welt ist ihm die Heimat, Schweizerdeutsch die Stimme der Heimat.

Was aber ist Heimat? Dieses wundervolle Wort, um das uns andere Völker beneiden müßten, wenn sie's wüßten, bedeutet mehr als Heim (und als das vielgerühmte und ja wirklich trauliche englische home) und doch etwas Engeres als Vaterland. Wir müssen schon sagen Heimatland, um es neben Vaterland stellen zu können; dann aber denken wir sofort an den Staat und legen allerlei politischen Inhalt hinein, der nicht immer angenehm schmeckt (Bürokratie und Steuern!) und uns bei „Heimat" noch völlig unbewußt bleibt, und dafür schwindet manches Menschliche, das in „Heimat" noch steckt. Auch wer sein Vaterland verleugnet, kann noch anerkennen, daß er eine Heimat habe, die größer ist als sein Heim. Heimat ist weniger ein geographischer Raum oder ein politischer Zustand als eine Gefühlsmacht, „die wie alles Lebendige unausdenkbare Fülle des Lebenden und Lebenprägenden, das uns sichtbar, hörbar, tastbar, fühlbar, willenerweckend und sehnsuchtbestimmend umgibt" [1]). Was dem am Leben verzweifelnden Faust den Giftbecher von der Lippe nahm, war nicht der Inhalt der Osterbotschaft, die er in der nahen Kirche singen hörte — dazu fehlte ihm ja der Glaube — sondern die Erinnerung an Jugend und Heimat:

„An diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben."

Und ein Klang aus Jugend und Heimat ist uns Lebenden nun einmal auch die Sprache der Heimat, unser Schweizerdeutsch, und wenn wir sie unsern Kindern und Kindeskindern erhalten, erhalten wir ihnen einen heimatlichen Schatz.

Gewiß, man darf den Wert einer Sprache nicht überschätzen; die Muttersprache ist eine Macht, aber nur eine Macht, neben der noch andere wirken, und ein Volk, das überhaupt keine gemeinsame Sprache hat oder keine eigene, ihm allein gehörige oder wenigstens keine Mundart, kann doch glücklich und einig sein. Eine sprachliche Heimat in unserm engern Sinn hat weder der Genfer noch der Berliner noch der Pariser, und doch werden wir ihnen die Heimatliebe nicht absprechen können, aber das ist noch kein Grund für uns, einen

[1]) Wolfgang Schumann, im „Kunstwart", Jahrgang 34, Heft 11.

Schatz aufzugeben, den wir nun einmal besitzen; von Gefühlsgütern kann man nicht leicht zu viel haben, und es ist eben doch wahr, was Herder in den „Ideen" sagt: „Jeder liebt sein Land, seine Sitte, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebt." Und wenn es auch praktischer wäre, wir gäben unsere Doppelsprachigkeit auf zugunsten des Schriftdeutschen — landschaftliche Färbungen der Schrift- oder Bühnen- oder sonstigen Gemeinsprache wird es immer geben — wir haben doch alle auch schon zu zweifeln begonnen, ob die Menschheit mit all den praktischen Einrichtungen der letzten Jahrzehnte eigentlich glücklicher geworden sei, und das wollen wir doch eigentlich auf der Welt: glücklich werden. Wir wissen, daß man mit den praktischen Verkehrsmitteln der Neuzeit auch am Leben gründlich vorbeirasseln kann, wir wissen im Zeitalter des Heimat- und Naturschutzes, daß die Seele durch „unpraktische" Dinge oft glücklicher wird als durch „rationelle Verwendung vorhandener Ressourcen". Einen solchen Gefühlswert hat die Sprache der engern Heimat, die Mundart, und Erhaltung des Schweizerdeutschen bedeutet sprachlichen Heimat- und Naturschutz. An der Mundart erkennen wir den Landsmann als Landsmann und unterscheiden ihn vom Fremden; wir brauchen dabei den einen noch nicht zu überschätzen und den andern nicht zu hassen; die Mundart sagt uns einfach, wo wir hingehören, wo wir daheim sind. Wer keine Mundart spricht, mag sich darob stolz fühlen, wir wollen ihm seine Freude lassen; er weiß ja nicht, was ihm fehlt, wir aber wissen, was wir besitzen. Wer keine Mundart besitzt, hat keine sprachliche Heimat, und wer überall daheim ist, ist nirgends daheim. Unklarung!

Wir wollen also unserer Heimat das Opfer weiterhin bringen. Wir wollen uns freilich nicht einbilden, daß unser Schweizerdeutsch einem ganz unbefangenen Ohre besonders schön klinge. Unsern Ohren klingt es ja traulich, aber eben nur, weil wir mit ihm durch lange Gewohnheit vertraut sind; einzelne lautliche Eigentümlichkeiten mögen geradezu hübsch sein, die Verkleinerungssilbe li z. B. klingt schöner als chen, Meitli hübscher als Mädchen, aber unsere vielen Kratz- und Platzlaute, namentlich unsere ch und k, die wir ja auch in „unserm" Hochdeutsch kräftig kratzen lassen (k sprechen wir als k + ch!), erhöhen den Wohlklang schon weniger. Wörter wie Chüechli und Chachelofe, Kchärli und Zockerbeck tun uns des Inhalts wegen

wohl in der Seele, dem Ohr eines unparteiischen Richters aus Neuseeland klängen sie hart, auch für Seupfe und Stämpfel, Schutz (für Schuß), Gruez, Hültsche würde er wohl die schriftdeutschen Formen vorziehen. Die Häufung von Mitlautern in Wörtern wie Gschlamp, Pflartsch, Gchäs, z'Grächtem oder gar Pfnächtsg (7 Mit- und 1 Selbstlauter!) ist auch kein besonderer Schmuck; sie kommt ja auch im Schriftdeutschen vor, aber bei uns noch häufiger und stärker; übrigens gereicht sie auch der Schriftsprache nicht zur musikalischen Verschönerung und klingt z. B. dem Italiener gräßlich. Diese Eigentümlichkeiten sind übrigens nur die Folgen gewisser, gründlich durchgeführter Lautgesetze, der sog. hochdeutschen Lautverschiebung und der germanischen Stammsilbenbetonung; unser Schweizerdeutsch ist nicht nur räumlich, auch sprachlich das höchste Hochdeutsch, das es gibt, wir sprechen allerhöchstes (klein geschrieben!) Deutsch. Auf teilweise anderem Wege ist das Englische zu teilweise ähnlichen Eigentümlichkeiten gekommen, darum trifft auch unsere Mundart der Witz, den Spitteler einmal über jene Sprache machte: eine englische Heilsarmeehauptmännin wechselte mit ihrem Vater einige — man erwartet natürlich: „Worte", aber nein!: einige — Konsonanten.

Aber klingt sie nicht musikalisch schön, so ist sie dafür kräftig; „knochig und knorplig, sehnig und zäh" nennt sie Otto von Greyerz in einem schönen Aufsatz über „den Wert und die eigentümliche Schönheit unserer Mundart" [1]), dem viele dieser Beispiele entnommen sind. Auch bezeichnend, oft geradezu lautmalerisch ist sie; Wörter wie cheßle, tschädere, möögge, blafere versteht man fast ohne weiteres. Ein weiterer Vorzug ist ihre Beweglichkeit. Was diese rauhe Alpensprache für zarte Verkleinerungen bilden kann: Heimeli („kleines Heimwesen"); eine Mutter kann mit einem kleinen Kind in lauter Verkleinerungen sprechen: „Schatzeli, tue jetz Milcheli trinkele", bis zum verstandesmäßig ganz unmöglichen und doch so herzlichen: „Waseli?" und dem beruhigenden „Soli!" Vom Worte „Haus" gibt es etwa 10 schriftdeutsche Ableitungen, an schweizerdeutschen zählt v. Greyerz dreimal soviel auf, darunter „ghüslet" für „karriert", vom Namen Marie etwa 13 Koseformen wie Mareili und Mejeli und 8 derbere Ableitungen wie Marei, Maje und Marunggle. „Manöggeli" ist eine reizende Verdeutschung für — Homunculus. Aus dem Glarnerland wird berichtet, eine Mutter könne ihren Sohn Rudolf rufen: „Ruedeli, chomm ufe", dann, da das Ruedeli natürlich nicht kommt:

[1]) Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur II., 1. April 1922

„Ruedi, chomm", und wenn das nicht nützt, rufe der Vater „Ruetsch!" — jetzt kommt das Ruedeli. Wie kläglich nehmen sich bei diesem Reichtum der eigenen Sprache jene Versuche aus, durch fremdsprachliche, womöglich englische Mittelchen den Anschein der Bildung zu erwecken: Mary, Heddy und Freddie! Ein reizendes Beispiel dafür, wie schöpferisch-lebendig die Mundart im Volke noch ist und für ein neues Gefühl nach Bedürfnis einen neuen Ausdruck schafft, hat während der Grenzbesetzung ein einfacher Soldat geliefert. Seine Abteilung war in einer Baracke auf 2500 Meter über Meer untergebracht, anderthalb Stunden vom Gotthardhospiz. Eines Tages hatte er mit einem „Räf" im Hospiz eine stattliche Korbflasche mit Wein geholt, erlebte aber kurz vor dem Ziel das Unglück, sie zu zerbrechen. Mit verstörten Mienen, undeutlichen Lauten und auffallenden Geberden holte er einige Kameraden zur Unglücksstelle, die vom Rebenblute gerötet war, und auf ihre Frage, wozu er sie denn geholt habe, erklärte er ihnen endlich: „I ha no e paar müesse ha, i mag's elei nüd erfluechte." — Auch Goethe hat gern Wörter mit der Vorsilbe „er" gebildet!

Auf der andern Seite ist es aber auch wieder bezeichnend, daß wir oft ohne Vor- und Nachsilben auskommen, wo die Schriftsprache eine Ableitung auf er, isch, lich, heit oder keit braucht: Fürspräch, sturm, nutz, Schöni usw. Und dann der ungeheure Wortschatz für die Einzelerscheinungen des Lebens (nicht nur an Schimpfwörtern!): es warmet, er feißet, er hochmüetelet, er werweiset usw., während freilich die Schriftsprache im Vorteil ist im Ausdruck für allgemeine Begriffe. Aber selbst im Stil hat die Mundart gewisse Vorteile. Man kann zwar in echtem Schweizerdeutsch keine scharfsinnigen Unterscheidungen ausdrücken mit „indem" und „nachdem" (man erzählt Geschichten mit: ond do ... ond do ... ond do), mit „nicht nur ... sondern auch", „sowohl ... als auch" und „insofern als", man kann auch keine kunstvollen Satzgebäude aufführen, aber dafür kann man auch keine Phrasen machen. In der „Schweiz. Lehrerzeitung" stand als „Scherz" ein Satz aus einem Ferienaufsatz: „Als wir auf den Kirschbaum gestiegen waren, hatten wir großen Hunger, und der Magen bot uns seinen Raum dar." Der Lehrer hätte kaum etwas Besseres tun können, als den Satz vom Schüler ins Schweizerdeutsche übersetzen zu lassen, dann hätte der Lappi selber lachen müssen. Oder man versuche einmal, den Liedanfang „Wo Kraft und Mut in Schweizerseelen flammen fehlt nie das blanke Schwert beim Becherklang" in

wirkliches Schweizerdeutsch zu übersetzen, dann wird man plötzlich gewahr, welch ungeheuren Unsinn man bisher gedankenlos geprahlt hat. Und doch ist auch die Mundart poetisch; man kann nicht nur in ihr dichten, sie dichtet schon selbst, sogar wenn von so prosaischen Dingen die Rede ist wie vom Magenbrennen, denn dieses heißt schweizerdeutsch de Brenner; ein Dichter muß der gewesen sein, auch wenn er sonst keinen einzigen Vers verbrochen, der zum erstenmal eine Libelle Wasserjumpfere nannte; Höckerli ist hübscher als Zwergbohnen, und Mues-Ueli für den Geiferlatz bedeutet eine dichterische Beseelung von hoher Anschaulichkeit [1]). Wieviel Humor liegt auch in soldatischen Ausdrücken wie Deckiurlaub für den Arrest, 's Hirni aluege für schlafen oder Seelemuni für den Feldprediger usw. [2]) Während der Papier-Politiker behauptet, es handle sich um „vitale Interessen" (oder, wie ein Dr. jur. schon erklärt hat, um „eine Lebensfrage von ganz vitaler Bedeutung"), erklärt der richtige Volksmann fast wörtlich gleich (vita = Leben), aber verständlich und anschaulich: „Es geiht i d's Läbige".

Daß sich unsere derbe Bauernsprache sogar für die Dichtung eignet, — etwas, woran Gottfried Keller noch nicht recht glauben wollte — haben die letzten zwanzig Jahre bewiesen, und zwar auch für die ernste Dichtung, nicht nur für fröhliche Liedchen, Spottgedichte und fidele „Theaterstückli", auch für seelentiefe Erzählungen wie in Reinharts „Mueterguet", oder das erschütternde Trauerspiel wie Paul Hallers „Marie und Robert". Wenn wir irgendwo lesen: „Der Atti tubäklet uf der Chouscht und d'Mueter bringt d'Härdöpfelrösti met Stierenauge ine", so läuft uns fast das Wasser im Mund zusammen, während die schriftdeutsche Fassung uns ziemlich kalt läßt: „Der Vater raucht auf der Ofenbank, und die Mutter trägt die Bratkartoffeln mit Spiegeleiern auf."

Man hat unsere Mundart schon einen Damm gegen die geistige Ueberfremdung von Norden her genannt. Das ist doch wohl eine Ueberschätzung. Wie wir gesehen, „rinnt" dieser Damm stellenweise bedenklich, und man kann schließlich in urchigem Schweizerdeutsch ganz unschweizerisch sprechen und in klassischem Schriftdeutsch höchst deutschfeindlich. Immerhin erkennen wir den Ausländer doch an der Sprache, und neben dieser außenpolitischen Bedeutung hat die Mund-

[1]) Aus Manfred Szadrowsky „Künstlerisches aus der Volkssprache". Jährliche Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins 1921.

[2]) Aus Hanns Bächtold, Einiges über die schweizerische Soldatensprache. Jährliche Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins 1920.

art noch eine innerpolitisch-gesellschaftliche: Solange Bundespräsident und Straßenwärter, Hochschulprofessor und Taglöhner eine gemeinsame Sprache haben, die nicht geschrieben, aber im persönlichen Gespräch gesprochen wird und die kein ausländischer Ministerpräsident und Straßenwärter, Hochschullehrer und Taglöhner sprechen kann, solange haben wir doch ein gemeinsames und nur uns gemeinsames Band um unser ganzes Volk; das Band ist nicht allzu stark, aber doch ein Bindemittel mehr, als wenn wir's nicht hätten. Professor Tappolet sieht für die Zeit unseres vollständigen Uebergangs zur Schriftsprache eine bei uns unerhörte Gesellschaftsteilung voraus: die Gebildeten werden hochdeutsch, die Ungebildeten Mundart sprechen oder das Hochdeutsche nur so, daß man ihre Unbildung daran erkenne; ähnlich ist es heute in deutschen Städten, in Süddeutschland ist dabei das „Honorationenschwäbisch" entstanden. Das wäre ein völlig undemokratischer Zustand, den wir nicht wünschen können.

Daß unsere Mundart sprachwissenschaftlich, besonders sprachgeschichtlich ungemein reizvoll und aufschlußreich ist, kann für die Erhaltung praktisch nicht stark ins Gewicht fallen, aber ihre politische Bedeutung, ihre künstlerischen Reize und ihre Gemütswerte lohnen es doch wohl, daß wir ihr ein Opfer bringen und uns diese „Sprache aus einer bessern Welt" zu erhalten suchen. Also: Wollen wir etwas tun, wenn wir können? — Ja!

III.

Aber: was können wir tun? Hat uns nicht die Geschichte unserer und anderer Mundarten bewiesen, daß sich die Schriftsprache mit der Kraft eines Naturgesetzes, wie eine Dampfwalze heranschiebt und alle Sondersprachen zermalmt?

Aber wir haben es doch auch schon erlebt, daß eine Dampfwalze zum Stehen gekommen ist. Man könne nicht gegen den Strom schwimmen? Wer ist denn der Strom? Menschen wie wir, und wir sind mitten drin. Die Erhaltung der Mundart widerspreche der Logik der Entwicklung? Ist etwa unser viersprachiges Staatswesen aus logischer Ueberlegung entstanden? Ist es nicht herrlich unlogisch und gerade wegen seiner Unlogik herrlich? Der Glaube an die Möglichkeit, die Mundart zu erhalten, mag ungemein „naiv" aussehen, — Glaube und Mut sind immer naiv.

Es ist in der Tat auch seltsam: Wenn man so liest, was vor 20—40 Jahren über den drohenden Untergang unserer Mundart verkündet worden ist, so ist man ganz überrascht, daß sie nicht — bereits

untergegangen ist oder in den allerletzten Zügen liegt. Schon 1892, vor über 30 Jahren also, stellte Otto von Greyerz fest[1]), daß sogar im Berndeutschen, einer der zählebigsten Mundarten, Wörter wie endlef (elf), gäng, Hamme, Lätsch, Mösch, chisterig usw. am Aussterben seien und durch die schriftsprachlichen ersetzt werden, daß zwar die Ausdrücke des Landlebens noch alt und bodenständig seien, die der städtischen Bildung neu und von der Schriftsprache beeinflußt; er spottete schon damals über die Geschmacklosigkeit, lautlich schweizerdeutsche Wörter im Satzzusammenhange schriftdeutsch zu behandeln und zu sagen: Der Beschluß des Großen Rates des Kantons Bärn, d'Inahme des laufenden Jahres, er beobachtete schon, daß für alte starke Biegungsformen die schriftsprachlichen schwachen aufzutreten beginnen: gschimpft für gschumpfe, gwinkt für gwunke, daß wir in den Satzbau logische Formwörter einschieben: insofern als, gleichsam als ob, daß sich die Bedeutung der Wörter im Sinne der Schriftsprache ändert, daß wir also „rite" nur noch brauchen für „reiten", nicht mehr für „fahren", daß die Rosen nicht mehr „schmöcke", sondern „rieche". Schließlich stellt er fest: Wir haben weder eine reine Mundart noch ein reines Schriftdeutsch, sondern eine dritte Sprache, das klägliche Ergebnis der Notwendigkeit und der Trägheit, ein Kompromißdeutsch, das die Mundart tötet und doch die Einführung der Schriftsprache verzögert, ein Kauderdeutsch (wie er nach dem Muster von Kauderwelsch sagt). Etwa zehn Jahre später glaubt Tappolet, den tödlichen Ausgang schon zahlenmäßig verkünden zu können; vor bald einem Vierteljahrhundert schon wurde man in zürcherischen Läden von schweizerischen Angestellten hochdeutsch angesprochen; in den Fremdenhotels, klagt er, müsse man sich bald schämen, mit einem Kellner Mundart zu sprechen; die Berner Oberländer täten in ihrer Bauernschlauheit jedem Fremden, auch dem Deutschschweizer, die Ehre an, „guet döitsch" zu reden; es gebe bereits gute Schweizerfamilien, in denen die Mutter mit den Kindern „zur Uebung" hochdeutsch spreche; im Verkehr mit Unbekannten oder gesellschaftlich ungleich Gestellten, im geschäftlichen Verkehr werde Schriftdeutsch in gewissen Fällen auch unter Schweizern gebraucht — kurz, man bekommt den Eindruck, daß es vor 25 Jahren nicht besser gestanden habe als heute, daß also die Dampfwalze zum mindesten stark gebremst worden sein müsse. So spricht denn auch Prof. Bach-

[1]) Die neuere Sprachentwicklung in der deutschen Schweiz. Albert Müller, Zürich 1892.

mann im Geographischen Lexikon (1909) wesentlich ruhiger. Nachdem er die Fortschritte der Schriftsprache im öffentlichen Gebrauch festgestellt und die Unwiderstehlichkeit dieses Fortschrittes bedauert hat, fährt er fort: „Was die Einbrüche der Schriftsprache in den Privatverkehr betrifft, so können dieselben allerdings als Anzeichen gedeutet werden, daß die Mundart auch da nicht für alle Zeiten ihre herrschende Stellung behaupten werde, es wäre aber übertrieben, daraus schließen zu wollen, daß diese Stellung schon jetzt ernstlich erschüttert sei." Auf alle Fälle werde unsere Volkssprache wenigstens in den Lauten und Formen ihr eigentümliches Gepräge noch auf lange hinaus behaupten. — Man würde also den Schweizer immer noch erkennen, auch wenn er einwandfreies Hochdeutsch zu sprechen glaubt, und die Ausländer würden sein bestes Hochdeutsch immer noch — für Schweizerdeutsch halten.

Es ist, als ob Bachmann 1909 schon geahnt hätte, daß es nicht so rasch gehen werde, wie Tappolet und andere früher geglaubt. Inzwischen war ja auch jene Bewegung auf Uniformierung aller menschlichen Ausdrucksformen zum Stillstand und dafür die Heimat- und Naturschutzbewegung in Gang gekommen und hatte auch in der Schweiz Wurzel geschlagen. Wenn auch unser Heimatschutzverband die Sprache nicht in sein Tätigkeitsgebiet aufgenommen hat, diese ganze Bewegung ist ihr doch auch zugute gekommen; sie hätte nie diese Bedeutung gewinnen können, wenn sich nicht allgemein das Bedürfnis nach Erhaltung heimatlicher Eigenart geregt, wenn nicht das Wort Bodenständigkeit ein Bedürfnis geworden wäre. Der tapfere Avenarius mit seinem „Kunstwart" hat auch bei uns gewirkt, und wenn ein neues Landhaus um die Jahrhundertwende noch Monbijou oder Erica getauft wurde, tauft man heute auf Röseligarte oder Sunneschy oder Schnäggehüsli; „Röseligarte" ist ja nicht nur der Name der Liedersammlung, von der bei uns die Wiederbelebung des eigentlichen Volksliedes ausgegangen ist, es ist fast zum Schlagwort für eine geistige Bewegung geworden. Der Weltkrieg und der „Friede" haben beim Deutschschweizer ein teils berechtigtes, teils unberechtigtes Selbständigkeitsgefühl und Selbständigkeitsbedürfnis geweckt, das sich auch sprachlich auswirkt. So konnte es denn auch 1921 Karl Stucki [1]) für lohnend halten, für den praktischen Gebrauch der Frem-

[1]) Karl Stucki, Schweizerdeutsch. Abriß einer Grammatik mit Laut- und Formenlehre. Orell Füßli, Zürich 1921.

den eine schweizerdeutsche Sprachlehre zu schreiben; im Vorwort erklärt er zuversichtlich: „Noch immer verharrt die deutsche Schweiz in sprachlicher Hinsicht in einem Zustand, der in andern Ländern schon vor Jahrhunderten überwunden worden ist. Noch wird in allen Gesellschaftsklassen, auf der Straße und in der Familie, im Kaufhaus und im Bureau, in der Armee und — wenigstens in manchen Gegenden — in Volksversammlung, Volksvertretung und Gericht ausschließlich die angestammte Mundart gesprochen. Ansätze zu einer „mittlern" Sprechweise, einer Art Gemein-Schweizerdeutsch ... sind kaum vorhanden. Vielmehr wechselt, oft in schroffster Form, die Sprachform und das Sprachgut von Ort zu Ort, auch in den größten Städten, derart, daß auch die gebildetsten Vertreter etwa von Zürich, Basel und Bern drei völlig scharf umrissene, verschiedene Sprachtypen darstellen."

Ob wirklich nicht einmal Ansätze zu einem Gemein-Schweizerdeutsch vorhanden seien, darf man bezweifeln, entscheidend wirkt auch nicht unmittelbar das Beispiel der „gebildetsten Vertreter" der Mundarten, das Verhalten der Geschäftsleute hat praktisch mehr zu bedeuten als das der Professoren; es ist aber auch schwer zu entscheiden, ob die Schriftsprache immer noch im Vordringen sei oder ob sie zum Stillstand gekommen oder ob sogar die Mundart wieder vorrücke. Beobachtungen in Vereinsberatungen und öffentlichen Versammlungen scheinen für das letzte zu sprechen, aber sicher kann da nur urteilen, wer das Sprachleben eines bestimmten Ortes während eines Menschenalters genau beobachtet hat. Gefahr ist für die Mundart vorhanden, wir dürfen uns nicht in Sicherheit wiegen, aber so rasch, wie man vor zwanzig Jahren noch glaubte, geht es auch nicht, „in absehbarer Zeit" wird unser Schweizerdeutsch wohl nicht aussterben. Ob wir's vollständig hindern können, weiß kein Mensch; lassen wir uns durch die Betrachtung der Vergangenheit nicht entmannen, maßen wir uns aber auch nicht an, die Sache für alle Zukunft zu regeln, fassen wir einmal unser Jahrhundert ins Auge und sagen wir: bis hieher und nicht weiter! — kleine Grenzberichtigungen nach beiden Seiten vorbehalten. Und wenn auch unser liebes Schwizerdütsch noch vor dem allgemeinen Untergang des Abendlandes untergehen sollte, so wollen wir den Untergang wenigstens tüchtig bremsen!

Es gibt zwar Leute, die glauben, man könne in solchen Dingen keinen Einfluß ausüben, z. B. auch nicht gegen den Gebrauch von

Fremdwörtern, es gehe alles „seinen Gang", man könne da nichts „wollen" oder „nicht wollen". Aber wie ist es denn gekommen, daß der Fortschritt der Schriftsprache, wie man doch wohl annehmen darf, zum mindesten langsamer geworden ist? Neben der erwähnten allgemeinen Besinnung auf Eigenart und Bodenständigkeit, die schließlich auch von einzelnen Menschen „gewollt" und bewirkt worden ist, haben noch einzelne besondere Kräfte mitgearbeitet. Da ist einmal die Wissenschaft. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, unser Idiotikon, dieses Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, das seit 40 Jahren im Erscheinen begriffen ist, sei für die Erhaltung der Mundart völlig belanglos und nichts weiter als ein Zeichen des Niederganges; vor dem Aussterben würden da die Reste unserer Sondersprache noch rasch gesammelt und einbalsamiert. Unser sprachliches Landesmuseum könnte man es nennen, aber so wenig wie wir die Muster für unsere Kleidung im Trachtensaal des Landesmuseums holen, — unsere marchand-tailleurs und Damenschneiderinnen führen französische und englische „Schurnäler" — so wenig wird ein Zürcher wieder anfangen zu sagen Pfeister statt Fenster, einfach weil er laut Idiotikon so sagen sollte. Und doch: der liebevolle Ernst, mit dem im Idiotikon dieses ehrwürdige Zeugnis unserer Eigenart behandelt wird, wirkt, namentlich weil sein Leiter zugleich Hochschullehrer ist, auf das ganze Geschlecht der künftigen Sprachlehrer an unsern Mittelschulen, besonders der Lehrerseminarien, aber auch der Sekundarlehrer und durch die Seminarlehrer hindurch auf die übrigen Volksschullehrer; die heutige Jugend wird nicht mehr zur Geringschätzung der „Bauernsprache" erzogen, sondern zur Ehrfurcht [1]).

Während in Zürich Professor Bachmann namentlich auf diesem Wege wirkte, stellte in Bern Otto von Greyerz als praktischer Schulmann den Deutschunterricht auf neuen Boden, auf den der Mundart. Schon vor 30 Jahren hat er erklärt, daß wir deutlich scheiden sollten zwischen Mundart und Schriftsprache: je nach der Gelegenheit entweder schweizerdeutsch und das möglichst echt, oder dann schriftdeutsch und das so, daß es Nichtschweizer auch verstehen und ohne allzu starke Verletzung wohlerworbener Sprachgewohnheiten anhören können. Einzelne mundartliche Ausdrücke und Wendungen beleidigen ja das hochdeutsch geschulte Ohr weniger als unsere Aussprache des Hoch-

[1]) Ueber das Idiotikon, diese unvolkstümlich benannte Schatzkammer unseres Volkstums, plaudert anregend und aufklärend Meinrad Lienert unter dem Titel „Die Stimme der Heimat" in Heft 6 der „Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins" (Ernst Finckh, Basel).

deutschen. Es gibt aber immer noch sonst gebildete Schweizer, die nicht bloß ahnungslos ischt und bischt und hascht und muscht sagen, sondern es geradezu für eine vaterländische Pflicht halten, bei „ich" und „mich" und „sich" recht kräftig zu kratzen und, wenn sie schon sagen müssen Küche für Chuchi, das K und das ch so aussprechen, daß man über ihre Herkunft nicht im Zweifel sein kann. Daß man in richtigem Hochdeutsch die Selbstlauter am Ende einer Silbe, also in ha=ben, le=ben, sie=ben, O=fen, Stu=be, lang spricht und t, p und k mit einem nachfolgenden h=Laut (also Thod und Theufel, P=hein, Khuh), ist vielen nicht bekannt, die gut zu sprechen glauben, und viele können sich nicht entschließen, Wörter wie Liebe, Triebe, schließen und schießen mit reinem langem i zu sprechen statt mit iä. Der Gebrauch der Schriftsprache hat doch nur einen Sinn, wenn wir sie so brauchen, wie auch Nichtschweizer sie brauchen, und wer das nicht mit Rücksicht auf die Reichsdeutschen tun mag, tue es unsern Welschen zuliebe, die Deutsch lernen wollen. Wenn ein Welscher einmal diesen für ihn nicht leichten Entschluß gefaßt hat (es sind zu diesem Zweck beständig einige hundert in Zürich), so möchten sie doch wohl eine Sprache lernen, mit der sie noch etwas weiter kommen als bis zum schwäbischen Meer, also nicht Schweizerdeutsch oder ein stark schweizerdeutsch gefärbtes Hochdeutsch, sondern „le bon allemand", möglichst reines Hochdeutsch, eine Sprache, die nicht bloß von 2½ Millionen, sondern immer noch von etwa 70 Millionen Europäern gesprochen wird und mit der man trotz allem zur Not noch immer um die Welt kommt. Eine saubere Trennung zwischen Schriftsprache und Mundart ist beiden Sprachformen nützlicher als ein Zwischending, jenes Kauderdeutsch, zu dem die Mundart die Aussprache, die Schriftsprache den Wortschatz und den Satzbau liefert. Keine Brücke zwischen beiden! (Notstege gibt's von selbst); denn über diese Brücke dringt mit der Zeit doch die Schriftsprache als Siegerin vor. Dr. Stickelberger hat im ersten Jahresbericht des Deutschschweizerischen Sprachvereins (1905) diesen Bestrebungen Otto v. Greyerz' freudig zugestimmt, und wir dürfen wohl sagen: Wissenschaft[1]) und Schule haben ein hohes Verdienst daran, wenn es mit unserer Mundart nicht schlimmer steht; sie werden in diesem Sinne weiter wirken durch sorgfältige Behandlung, aber möglichst saubere Trennung der beiden Formen unserer Muttersprache.

---

[1]) Hier sei auch auf das groß angelegte Werk „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums" nnd seinen Verfasser Emanuel Friedli hingewiesen.

Was können wir denn sonst noch tun? Man kann eigentlich nur sagen: schwätze! rede! — nämlich schweizerdeutsch! Hier ist einmal ein Fall, wo man's mit dem — Maul machen kann. Schweizerdeutsch also überall, wo es am Platze ist! Das ist es vor allem im persönlichen Gespräch, auch im geschäftlichen, natürlich nicht mit Ausländern, die nur auf der Reise oder noch nicht lange im Lande sind, auch nicht mit den Welschen, denn wir tun ihnen damit einen schlechten Dienst. Auch in Sitzungen von Vereinen, Vorständen und Ausschüssen dürften wir uns, besonders in der Ostschweiz, — die Berner tun es von selber — wieder mehr der Mundart bedienen, als gegenwärtig üblich ist. In Versammlungen zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten dürfte wenigstens die freie Aussprache mundartlich sein; aber für zusammenhängende Vorträge, sog. „Referate", ist das nicht mehr zu empfehlen, denn der Redner arbeitet doch meistens mehr oder weniger nach gedruckten Quellen, und da mischt sich das Zeitungs- und Flugschriftendeutsch fast unfehlbar ein. Auch das dürfen Berner noch eher wagen als Ostschweizer, weil sie noch mehr aus dem Vollen schöpfen, ganz sauber wird's auch bei ihnen selten werden. Auch eine allgemeine Aussprache über einen wissenschaftlichen Gegenstand in einer Gesellschaft von Leuten, die in ihrem Beruf hochdeutsch sprechen müssen, ist etwas Unnatürliches. Es ist bei alledem auch zu bedenken: Wenn wir die Besprechung öffentlicher Dinge in Rats- und andern Versammlungen mundartlich halten, berauben wir uns einer der wenigen Gelegenheiten, uns im Gebrauch der Schriftsprache zu üben; wir kommen dadurch in Nachteil gegenüber Ausländern und Anderssprachigen, die uns an Mundfertigkeit ohnehin überlegen sind. Freilich ist dagegen wieder zu sagen: Wenn in einer ländlichen Gemeindeversammlung mehrere Redner schriftdeutsch sprechen, wagt sich ein einfacher Mann trotz seinem gesunden Menschenverstand nicht recht hervor und bleibt sitzen — und nachher schimpft er.

Und wenn wir schweizerdeutsch sprechen, dann möglichst urchig (was nicht unbedingt heißen will: grob! Mit dem Fluchen ist es auch nicht gemacht). Wir wollen also nicht mehr sagen: in alle Beziehige, sondern: in alle Stocke, nicht: oft, sondern: mengmol oder mängisch, je nach der Mundart; „wenn's scho ..." ist echter als „obschon es ..." Man kann freilich auch da zu ängstlich sein, und Wörter, die wir einfach nötig haben, werden wir halt sprechen, auch wenn sie Wilhelm Tell wahrscheinlich noch nicht gebraucht hat. Das

Recht, sich zu bereichern und zu entwickeln, müssen wir auch der Mundart lassen, sonst stirbt sie nur um so rascher aus. Wörter einer höhern Kultur, Satzfügungen einer feineren Logik dürfen wir nicht für alle Zeiten unterdrücken. Ohne Wörter wie „sehr" oder „sondern" (als Bindewort!) werden wir kaum mehr auskommen, obschon sie noch ziemlich deutlich nach Schriftsprache klingen. Oder wie soll ich z. B. sagen für „Es tuet mer sehr leid"? „Schüli leid" klingt mir zu schwächlich, „cheibemäßig leid" zwar echt schweizerdeutsch, nur etwas zu — kräftig; „kolossal leid" — das glaubt doch niemand mehr. Es wird nicht immer leicht sein, die Grenze zwischen geschmacklich erlaubter und „unerlaubter" Neuerung zu ziehen, in der Entwicklungsfreiheit, die man auch der Mundart lassen muß, das rechte Maß zu halten. Dabei wird sich aber auch zeigen, daß der Wortschatz weniger empfindlich ist als der Satzbau. Schriftdeutsche Wörter, ja sogar Fremdwörter tun dem schweizerdeutschen Sprachgefühl weniger weh als schriftdeutsche Fügungen wie jene vom Prinzip des Zämezuges des Kinderikomes mit-em Elterenikome. Das klingt nur deshalb lächerlich, weil es etwas anderes ist, als es scheinen möchte, als Mundart verkleidetes Schriftdeutsch — ein Satzbögg! Solange der Satzbau noch einigermaßen schweizerdeutsch ist, mag's im Wortschatz ziemlich viel leiden. Wir werden es auch nie mehr dazu bringen, daß man z. B. sagt: „De Chüng von England", wir werden den Chüng dem Kartenspiel überlassen müssen, wo er freilich auch am Aussterben ist; ein großstädtischer Haarkünstler wird kaum zurückkehren zu der rohen Frage, ob er den „Schnauz" auch rasieren oder gar „scheren" solle, „es heißt" jetzt „Schnurrbart". Es wäre auch einer Hausfrau zu viel zugemutet, „Hung" zu sagen; stammt die Sache von den Bienen, ist es doch „Honig", stammt er von Früchten, so sagt „man" doch Gomfittühre, wenn nicht gar mit echt französischem Nasenlaute Confiture. (Das Kirschmus der Frau Schneidermeister Hediger nannte der Dichter des „Fähnleins der sieben Aufrechten" zwar noch unbefangen „Honig".) Aber mit Butter und Kárdoffle und Pfannkueche und Schlagsahne, mit Treppe und Korridor und Klosett, mit Katarrh (wenn's bloß ein Schnupfen ist) und Täschetuech und Gießkanne sollten und könnten wir leicht wieder abfahren, zumal die Zeit der Butter- und Kartoffelmarken wieder vorbei ist, die vielleicht etwas mitschuldig sind. Wie viel schöner auch ist Sunnewirbel als das nichtssagende Endivie! Für Wissenschaft und Politik müssen wir mehr Zugeständnisse machen,

weil wir auf diesen Gebieten viel lesen und schreiben, die Sprache des Haushalts und Familienlebens sollten wir möglichst rein zu erhalten suchen. Auch Ätti oder Vatter und Müetti klingen einfach schweizerischer als Papa und Mama, auch wenn man diese verdeutscht zu Bappe und Mamme („Ätti" ist früher auch in der Ostschweiz gebräuchlich gewesen; noch um 1880 fiel es z. B. in Stallikon unangenehm auf, daß sich der Herr Pfarrer statt dessen — „Vatter" nennen ließ!) Die französischen Wörter waren früher nur in städtisch-aristokratischen Familien und dem daraus stammenden „Landadel" der Pfarrers- und Doktorsfamilien gebräuchlich, und wie Gottfried Keller über die Verbreitung dieser Ausdrücke gedacht hat, steht ja im „Martin Salander". In den Vorarbeiten dazu findet sich sogar der Satz: „Die Mutter kämpft und opfert sich und siegt. Die Mammas tun nichts oder können nichts." Das war wohl schon für jene Zeit, die Achzigerjahre, etwas scharf gesprochen, aber einen bessern Grund, als daß es eben die meisten sog. bessern Familien so machen (oder bis vor kurzem machten!), gibt es heute noch nicht für den Uebergang von Vatter und Muetter zu Papa und Mama. Wer's von Jugend auf so gewöhnt ist, kann sich's natürlich anders kaum vorstellen, aber wie man im Bau- und andern Stilen schon zurückgekehrt ist zum heimischen Wesen, auch in der Namengebung — die einst hochmodern getaufte Alice läßt ihr eigen Kind Annemarie taufen, also auf einen damals ganz „unmöglichen" Namen — so könnte man's auch hier. Und dann die merci und pardon!

Die Erziehung zum richtigen Schweizerdeutsch des häuslichen Lebens und persönlichen Verkehrs, des Alltags ist namentlich Sache der Familie. Die Schule wird, wie gesagt, das Gefühl der Achtung vor der Mundart pflanzen, praktisch aber ist ihre sprachliche Hauptaufgabe die Vermittlung der Schriftsprache. Eine Mutter sollte einfach nicht dulden, daß „Butterbrot" oder „Kartoffelrösti" auf ihren Tisch kommen, daß mit Strick- und Stecknadeln daran gearbeitet wird. Coiffeurgehilfen aber, Kellner, Ladentöchter, Straßenbahnschaffner und ähnliche Kulturpioniere kann man manchmal mit einer spöttischen Bemerkung von ihrem gut gemeinten Bildungseifer heilen.

Wenn es gelänge, durch Schule, Presse, Vorträge solche Gedanken ins Volk, namentlich ins Volk der Städte und Industriedörfer zu bringen, so sollte es möglich sein, den Rückgang der Mundart mindestens zu bremsen, wenn nicht aufzuhalten. Etwas werden wir freilich nicht verhindern können: Die Ausgleichung verschiedener

landschaftlicher Eigentümlichkeiten. Das hängt mit unserer Freizügigkeit und der Bevölkerungsmischung zusammen. Wenn der Vater ein Berner ist, die Mutter eine St. Gallerin, die Kinder in Zürich aufwachsen, da ist es schwer, alle drei Mundarten rein zu erhalten, sie gleichen sich aus, schleifen sich gegenseitig ab, und es bildet sich eine Art Gemeinschweizerdeutsch [1]). Es gibt schon heute viele Schweizer, denen man noch sofort den Schweizer anmerkt, aber nicht mehr die engere Heimat, und das ist schade. Es ist doch kurzweilig, wenn man z. B. auf der Eisenbahn einen Mitreisenden reden hört und dann sofort weiß: Aha, das ist ein Glorner, oder: das ist sicher ein Bärner, oder: das ist nadirli e Basleri, oder: das ist bim Aed en Appezöller — es reizt einen ja förmlich, die Mundart nachzuahmen. Das sagt einem etwas, das hat Rasse, es weckt auch Erinnerungen und schlägt geistige Fäden; das farblose Gemeinschweizerdeutsch ist langweiliger. Die Pflege unserer landschaftlichen Spracheigentümlichkeiten ist der harmloseste Kantönligeist, den wir haben können. Wir sollten einander diese Eigenarten nicht planmäßig austreiben, indem wir uns deswegen necken und den Glarner, den Appenzeller „aufziehen" wegen ihres „Singens", den Berner mit seinem „gäng", den Basler mit seinem „Schwäbele". Gewiß, diese Neckereien geschehen ja alle aus jener Liebe, die sich geneckt haben muß, es ist nicht bös gemeint, aber es wirkt böser, als es gemeint ist; dem davon Betroffenen verleidet's allmählich, und er legt auch jene Eigentümlichkeiten ab, die der Verständlichkeit nicht schaden.

Aber jenes farblose Gemeinschweizerdeutsch ist immerhin noch schweizerdeutsch, ist immer noch ein Kennzeichen eines schweizerischen Landsmanns, wenn wir auch nicht mehr sicher erraten, woher er sei; es unterscheidet ihn immer noch vom Fremden, es ist immer noch besser als gar keine Mundart mehr. Der gegenwärtige Zustand ist nicht gerade erfreulich, doch immer noch so, daß es sich lohnt, ihn zu erhalten, das Schweizerdeutsch wenigstens vor weiterer Verhochdeutschung zu schützen und sogar von papierenen Bestandteilen zu säubern. Dieses Gemeinschweizerdeutsch kommt ja nicht zustande durch Vermischung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten, im Gegenteil: durch ihre Vermeidung und Ersetzung durch Schriftdeutsch, sowie durch weitere Vermischung mit schriftdeutschen Ausdrucksmitteln.

Auf der andern Seite: Wo es angebracht ist, schriftdeutsch zu

---

[1]) Siehe Eduard Blocher, Vom Zerfall der Mundart. Jährliche Rundschau des Deutschschweiz. Sprachvereins, 1916.

sprechen, da dann möglichst sauberes Schriftdeutsch in Aussprache, Wortwahl, Satzbau und Stil. Man wird den Schweizer immer noch heraushören, und das ist ja auch keine Schande, aber gerade zu protzen brauchen wir damit auch nicht. Wenn wir in Europa herumreisen (oder sogar in Zürich), tun wir es auch nicht mehr wie Wilhelm Tell auf dem Denkmal zu Altdorf in Kniehosen und Hirthemd und schwergenagelten Bergschuhen, mit denen man unsere rauhe Aussprache von ich und dich, Kleid und Ecke, unser hascht und bischt und muscht vergleichen könnte. Wir brauchen nicht mit dem ersten Wort zu sagen: Obacht, es kommt ein Schweizer! Habt Respekt, ihr Buben! Wir brauchen ja noch nicht zu sprechen: ewisch und Könisch, aber bis wir uns die auffallendsten und gröbsten, lautlich unangenehmsten Kennzeichen abgewöhnt haben, hat unsere Volksschule noch für ein Menschenalter zu tun; wie weit sie dann noch gehen will, dürfen wir einem spätern Geschlecht überlassen [1]) Einem Dichter müssen wir erlauben, in seine schriftdeutsche Rede bei Gelegenheit ein mundartliches Wort zu flechten — er wird die Gelegenheit sorgfältig prüfen. Uns gewöhnliche Menschen wird man ohnehin auch am Stil fast immer als Schweizer erkennen, und auch hier ist es ja keine Schande, aber auch hier wollen wir damit nicht protzen. Jenes Maß mundartlicher Färbung, das berechtigt ist und einen gewissen Reiz ausübt, muß auf natürlichem Wege zustande kommen und nicht durch bloße Nachlässigkeit eines Redners oder seines ehemaligen Lehrers [2]).

Was wir auch noch tun dürfen, ist die Pflege der mundartlichen Dichtung. Das wird zur Erhaltung der Mundart nicht unmittelbar beitragen, so wenig wie das Idiotikon, aber mittelbar, weil uns auch diese Dichtung Ehrfurcht vor der Ausdrucksfähigkeit unserer als derb verschrieenen Bauernsprache einflößt. Das Schweizerdeutsch unserer schweizerdeutschen Dichter ist ja auch in den letzten Jahrzehnten immer echter geworden und hat immer größere und edlere Aufgaben bewältigt. Hätte das Gottfried Keller noch erlebt, er hätte die Sprache der Mundartdichtung schwerlich Titti-tatti-Sprache genannt, d. h. kindisches Getue; für seine Zeit war das eher berechtigt. Gerade in der lyrischen Dichtung gilt, was wir bei der

[1]) Für schweizerische Bedürfnisse eingerichtet ist Stickelbergers „Aussprache des Hochdeutschen“, im Auftrag des Deutschschweiz. Sprachvereins herausgegeben bei Schultheß, Zürich 1913.

[2]) Einen Ratgeber in Zweifelsfällen bildet Stickelbergers „Schweizerhochdeutsch und reines Hochdeutsch“, im Auftrag des Deutschschweiz. Sprachvereins herausgegeben bei Schultheß, Zürich 1914.

Phrase gesehen haben: das Unechte gibt sich im Schweizerdeutschen sofort zu erkennen. Man vergleiche einmal mit jenem Gesinnungsprotzenlied „Wo Kraft und Mut" Meinrad Lienerts Gedicht „Die alte Schwyzer" oder gar „Haarus!" Seine Liebes- und Naturlieder und Josef Reinharts „Liedli ab em Land" halten den Vergleich mit manchem rührseligen Salontiroler-Gedudel und Operettenschlager sehr wohl aus, vom „Bummelpeter" gar nicht zu reden. Und wie feine, zarte Dinge man auf Schweizerdeutsch erzählen kann, zeigt Reinhart in der anspruchslosen Erzählung vom „Herr Pfarrer"; da führen die Fäden von Seppli und Appelungi geradewegs zu Adam und Eva und damit zu den tiefsten Menschheitsfragen: Mann und Weib, Schuld und Sühne. Aber manches Buch wird hochdeutsch geschrieben, weil der Deutschschweizer wenig schweizerdeutsche Bücher kauft, wenn sie nicht ausgesprochen lustig sind. Das scheint sich zwar in den allerletzten Jahren gebessert zu haben, aber den meisten von uns ist das Lesen schweizerdeutschen Drucks zu mühsam, wir sind's so gar nicht gewohnt; vorlesen läßt man sich's eher. Auch für die dramatische Dichtung ließe sich noch mehr tun. Otto von Greyerz hat mit dem „Heimatschutztheater", Jakob Bührer mit seiner „Freien Bühne" schon viel geleistet, aber das Vorurteil ist noch sehr verbreitet, daß es im Mundartstück immer „cheibe luschtig" zugehen müsse. — Es ist doch seltsam: Wir sind das mundartlichste Land Europas, aber wenn in irgend einer Gesellschaft jemand den Vorschlag machte, ein mundartliches Lied zu singen, wir kämen bald in Verlegenheit, sobald wir uns der volkskundlich und volkswirtschaftlich merkwürdigen Tatsache versichert, daß man auf der Strecke Luzern-Weggis keiner Fußbekleidungsstücke bedürfe, denn außer der ersten Strophe dieses geistreichen Liedes und dem Anfang der zweiten wüßten wir nicht mehr viel zu singen in unserm „liebe Schwizertütsch".

Können wir sonst noch etwas tun? Resolutionen fassen? Petitionen eingeben? Motionen stellen? Eine Initiative lancieren? — Unsere Behörden haben jetzt anderes zu tun!

Man hat auch schon den Vorschlag gemacht, einen Verein zur Erhaltung der Mundart zu gründen, wie es in Norddeutschland plattdeutsche Vereine gibt und wie es Gesellschaften gibt für die Erhaltung geschichtlicher und künstlerischer Denkmäler und von Naturschönheiten. Dem Nationalpark kann man diese Aufgabe nicht zuweisen, die Heimatschutzvereinigung beschäftigt sich auch nicht mit ihr. — Es ist doch wohl fraglich, ob ein Verein mit dieser einzigen

Aufgabe genug zu tun hätte. Aber darauf darf doch wohl auch hier aufmerksam gemacht werden, daß der Deutschschweizerische Sprachverein (gegründet 1904) in durchaus volkstümlicher Weise die deutsche Sprache in der Schweiz pflegen will, und zwar in schriftdeutscher und in mundartlicher Gestalt. Er ist (laut Satzungen) „ein Bund von Schweizerbürgern, der Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken" will und dessen Mitglieder „im eigenen Sprachgebrauch, sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, Reinheit, Eigenart und Schönheit der Sprache pflegen und für diese Bestrebungen eintreten". In seiner „Jährlichen Rundschau" sind schon oft Aufsätze über Eigenart und Schönheit unserer Mundart erschienen, in seinen zweimonatlichen „Mitteilungen" wird berichtet über die jeweilen neuerschienenen Hefte des Idiotikons und andere schweizerdeutsche Bücher, und der Briefkasten gibt Auskunft über die Bedeutung und Herkunft selten gewordener mundartlicher Wörter, z. B. Hürepeiß. Daneben pflegt der Verein allerdings auch die Schriftsprache und bekämpft dabei namentlich die überflüssigen Fremdwörter, aber nur die überflüssigen, und das nicht aus staatspolitischen Gründen, sondern aus gesellschaftspolitischen und aus Gründen des Geschmacks, also weil es undemokratisch ist, wenn ein ländliches Steueramt die säumigen Zahler an ihre Pflicht mahnt unter der Ueberschrift Pro memoria, und weil es lächerlich ist, wenn eine kantonale Militärdirektion die „obligatorische Schießpflicht" ausschreibt. Diese Bestrebungen kommen natürlich auch wieder der Mundart zugute, denn gerade von der Schriftsprache aus dringen die Fremdwörter massenhaft in die Mundart ein, wo sie noch viel weniger passen. „De Ma ist circa 30 Johr alt gsi" — klingt dieses circa irgendwie schweizerisch oder deutsch? Ist etwa unsern Welschen gedient damit? — Die verstehen es noch weniger als unser „ogfohr" oder „öppe". Klingen vielleicht „eventuell", „respektive" und „total" schweizerdeutsch? oder perron? (wofür die Welschen sagen quai!) Daß eine bessere Wirtschaft Restorang oder so was heißt, wird eben sein müssen, aber schweizerdeutsch ist es auch nicht.

Der Verein hat auch schon die badischen Zoll-, Bahn- und Postbehörden ersucht, ihre Beamten an der Grenze anzuweisen, die schweizerische Geldwährung nicht immer mit frang und sangtím zu bezeichnen, sondern mit Franken und Rappen. Daß der Verein die deutsche Sprache ausbreiten wolle oder gar „alldeutsche" Ziele verfolge, wie etwa behauptet wird, ist dummes Geschwätz oder bewußte

Lüge, aber er wagt es festzunageln, wenn eine Bank in Zürich einem deutschschweizerischen Kunden in Zürich einen französischen Rechnungsauszug zustellt oder ihrer Zweiganstalt im deutschen Oberwallis französisch schreibt, während ein welscher Kanton deutsche Werbeschreiben verschickt, weil er in der „alemannischen" Schweiz Geld aufnehmen will. Der Sprachverein will durchaus keinen Sprachenkampf, er vertritt nur das Recht der deutschen Sprache auf Schweizerboden.

Etwas muß auch noch gesagt werden: Was wir für unser Schweizerdeutsch nicht tun können.

Das Beste wäre scheinbar, wenn wir die Mundart nicht aufgeben wollen, die Nachteile der Doppelspurigkeit aber vermeiden möchten: unsere gemeindeutsche Schriftsprache aufzugeben und unsere Mundart zur Schriftsprache zu machen, etwa wie es die Holländer und Flamen halten und wie es uns von welscher Seite hie und da nahegelegt wird, wo man es nicht immer gerne sieht, daß wir die „Sprache Bismarcks" sprechen. Das geht aber nicht an. Was dabei herauskäme, sehen wir gerade an den Flamen, jenen Belgiern also, die ihre niederdeutsche Mundart auch schreiben: Das Volk ist geistig verkümmert, und die sechs Hochschulen des Landes waren bis jetzt alle französisch, um die Einführung des Flämischen an der sechsten (Gent) tobt noch der Kampf. Wir bekämen einen Riß durch unser Volk: eine Oberschicht, die unter sich französisch und nur mit Landleuten, Dienstboten und andern Untergebenen schweizerdeutsch spräche, und eben diese Unterschicht, die schweizerdeutsch spräche und schriebe und vielleicht notdürftig französisch staggelte. Man würde dabei freilich immer noch das Hochdeutsche pflegen, aber nur als Fremdsprache, etwa in den obern Klassen der Volksschule, neben dem Französischen, aber dann bliebe es auch eine Fremdsprache, wenn auch immer noch viel weniger fremd als Französisch. Schillers Tell klänge uns fremd, und die ganze herrliche deutsche Dichtung berührte uns nicht mehr, einzelne ausgenommen, im innersten Herzen, wenn wir nicht mehr von Jugend auf, vom Kindergebet und vom Weihnachtslied an, mit dieser Sprache vertraut würden. Goethes „Faust" und Schillers Balladen und — es ist gar nicht auszudenken, was unserm Volke verloren ginge an geistigen Schätzen. Aber könnte man nicht das Lied von der Glocke ins Schweizerdeutsche übersetzen und Kellers Vaterlandslied? — — — Lächerlich! Und unsere schweizerischen Dichter? Von 100 Romanbänden eines schweizerischen Verfassers werden nur etwa 10 in der Schweiz gekauft. Warum haben unsere

schweizerischen Dichter jetzt so schwere Zeiten? Weil sie draußen überm Rhein schweizerische Bücher nicht mehr kaufen können. Man denke sich Spittelers „Olympischen Frühling" auf schweizerdeutsch und suche den Verleger, der ihn gedruckt hätte! Gottfried Keller schrieb einst seiner Mutter aus Heidelberg, bei seinen Besuchen in Familien, in die er eingeführt war, müsse er „als Dichter immer neben der Hausfrau sitzen, denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung viel mehr als die Schweizer". Es ist seither vieles besser geworden bei uns, aber Keller dürfte immer noch recht haben, wenn er erklärt: „Es gibt zwar viele meiner Landsleute, welche an eine schweizerische Kunst und Literatur, ja sogar an eine schweizerische Wissenschaft glauben. Das Alpenglühen und die Alpenrosenpoesie sind aber bald erschöpft, einige gute Schlachten bald besungen, und zu unserer Beschämung müssen wir alle Trinksprüche, Mottos und Inschriften bei öffentlichen Festen aus Schillers Tell nehmen, welcher immer noch das Beste für dieses Bedürfnis liefert. Und was die Wissenschaft betrifft, so bedarf diese gewiß noch weit mehr des großen Weltmarktes und zunächst der in Sprache und Geist verwandten Völker, um kein verlorner Posten zu sein. Der französische Schweizer schwört zu Corneille, Racine und Molière, zu Voltaire oder Guizot, je nach seiner Partei, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und Gelehrsamkeit, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes. Zu einer guten patriotischen Existenz braucht es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind. Mit den Kulturdingen ist es anders: da sind vor allem gute Einfälle so viel als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel." (1854)

Mit der schweizerischen Schriftsprache ist es also nichts, und für unser gesamtes Geistesleben könnten wir noch eher auf die Mundart verzichten als auf die Schriftsprache [1]). Die bisherige Entwicklung, das Vordringen der Schriftsprache hat unserer geistigen Kultur bisher mehr Vorteile gebracht als Nachteile, und in diesen vierhundert Jahren zunehmender sprachlicher „Ueberfremdung" ist die Schweiz staatlich immer — selbständiger und stärker geworden, wenigstens selbständiger vom Reich, und trotz gewaltigem Sprachunterschied ist sie zeitweise ein französischer Vasallenstaat gewesen. Es war gewiß

[1]) Ueber „Hochdeutsch als unsere Muttersprache" siehe Eduard Blocher, Volksbücher des Deutschschweiz. Sprachvereins, Heft 8. Ernst Finckh, Basel.

gut so, daß sich die deutsche Schweiz der gemeindeutschen Schriftsprache angeschlossen und dieses Deutsch auch in den mündlichen Gebrauch in Kirche und Schule, für die feierliche Rede und würdige Verhandlung aufgenommen hat. Aber in den persönlichen Verkehr, ins Privatgespräch, braucht es nicht einzudringen, und es hat davor auch vorläufig Halt gemacht. Es steht hart am Rande des Grabens, aber zwischen öffentlichem und privatem Gebrauch ist eben doch ein Graben. Von der Sprache der Bibel bis zur Sprache der Predigt, von der Predigt zum Vortrag war der Schritt nicht so groß, von hohen Behörden zu tiefern auch nicht, von der Ratsversammlung zur Vereinsversammlung auch nicht; es ist ganz begreiflich, daß da das eine das andere nachgezogen hat, aber von der öffentlichen Rede zur privaten ist ein großer Schritt, und den soll die Schriftsprache nicht tun; sie dürfte sogar vom Rande des Grabens noch etwas zurücktreten und auch die volkstümliche Beratung öffentlicher Angelegenheiten, das Vereinsleben usw. der Mundart überlassen, aber wenn das nicht auf die Dauer möglich sein sollte, — das Privatgespräch vertraulicher, geschäftlicher oder anderer Art der Mundart zu erhalten, sollte möglich sein. Der Geschäftsherr, der seinen Ladenangestellten befiehlt, auch mit Schweizern hochdeutsch zu sprechen, der Hochschulprofessor, der meint, seine Kinder müßten sich schon am Familientisch üben auf die eigene Hochschullaufbahn, der Pfarrer oder Arzt auf dem Dorfe, der oder dessen Frau diese Sitte oder Unsitte, sollte sie in der Stadt (es kommt vor allem auf Zürich an!) einmal eingerissen sein, aufs Land hinausträgt — wehe ihnen, sie rauben ihrem Volk ein Stück Heimat!

Wir wollen es mit der Muttersprache halten, wie es Gottfried Keller mit dem Vaterlande gehalten wissen wollte. Im „Fähnlein" steht: „Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!" Also sagen wir: „Achte jedes Mannes Muttersprache, aber die deinige liebe!" Und das gelte uns für ihre beiden Formen, für die schweizerdeutsche Mundart und für die gemeindeutsche Schriftsprache. Und wenn jeder sich an seinem Orte bemüht, eine jede Form zu ihrem Rechte kommen zu lassen, wenn die Schule gewissenhaft die Schriftsprache pflegt und dabei Ehrfurcht vor der Mundart einflößt, wenn Wissenschaft und Dichtung dieses Gefühl wecken und wir sie dabei nach Kräften und Gelegenheit unterstützen, wenn wir die zum Schutz der Mundart geeigneten Bestrebungen und Vereine fördern, dann — das muß nun doch schweizerdeutsch gesagt sein: Strohl Hagel, denn nähm's mi bim Äd wonder, öb do nünt z'mache wär!